SOLAR PANEL MOBILE
www.solarpanelmobile.ch

«Natur geht nicht kaputt»: Abschied eines ungewöhnlichen Stadtgärtners

Basler Unikat Emanuel Trueb fährt lieber Diesel als Elektro, hätte die überzähligen Rehe auf dem Friedhof Hörnli erlegt und sagt Dinge, di

Katrin Hauser und **Alexander Müller**

Emanuel Trueb steuert den Elektro-Smart der Stadtgärtnerei zügig durch die engen Wege den Hang auf dem Friedhof Hörnli hinauf. Wegen des strömenden Regens beschlagen die Scheiben des kleinen Fahrzeugs. Der oberste Stadtgärtner tippt etwas ratlos auf dem riesigen Touchscreen herum, sucht nach der Option Klimaanlage, und stellt entnervt fest: «Man kommt ja gar nicht mehr draus.»

Eigentlich fährt er lieber seinen alten VW Bora, ein Auto mit Dieselmotor, den er liebevoll «meinen Diesel-Chlapf» nennt, der aber blöderweise gerade kaputt ist. Wegen Überhitzung. «Also, wir können es schon versuchen, aber es wäre etwas riskant», sagt er mit einem scheelmischen Grinsen. Wenn Trueb Ende August nach 32 Jahren in Pension geht, wird auch eines der letzten Dieselfahrzeuge der Stadtgärtnerei endgültig ausgemustert.

Eine Generation lang war Trueb verantwortlich für das öffentliche Grün, für Parks, Bäume, Friedhöfe und Freizeitgärten. Er beobachtete, wie sich das Klima veränderte, wie mittlerweile Bäume gepflanzt werden, «die vor zwanzig Jahren noch erfroren wären», und andere, «von denen wir dachten: Dieser Baum kann alles», in der Sommerhitze eingingen.

Bereitet Ihnen der Klimawandel Sorgen?

«Nein.»

Die Antwort kommt postwendend. Es sei nicht etwa so, dass er den Klimawandel leugne, sagt Trueb – im Gegenteil –, er beobachtet ihn ja schliesslich Tag für Tag. «Doch wenn wir meinen, jetzt sei das Ende der Zeit angebrochen, irren wir uns. Natur geht nicht kaputt. Natur passt sich an und erfindet sich immer wieder neu», sagt er mit einem Optimismus, auf den man fast ein bisschen neidisch ist.

Mit Trueb geht einer der Letzten seiner Art in Pension. Die Verwaltung beschäftigt mittlerweile Heerscharen von Kommunikationsexperten, die sämtliche Probleme – von der Lappalie bis zum ausgewachsenen Baudebakel – in eine geschliffene Sprache zwängen. Trueb hingegen ist einer, der noch selbst mit den Journalisten spricht. Er fürchtet sich nicht davor, auch einmal etwas Unpopuläres zu sagen. Hauptsache, die Leute verstehen ihn.

Über die Frage, warum ihm die öffentliche Kritik, in die er durch- aus einige Male geraten ist, nicht so zusetzt, denkt er kurz nach und sagt dann: «Viele Leute empören sich ständig. Das ist offenbar ein Zeichen unserer Zeit, das wir so akzeptieren müssen. Ich habe gelernt, damit etwas entspannter umzugehen.» Mit einem Schmunzeln fügt er hinzu: «Im Gegensatz zu Politikern muss ich nicht wiedergewählt werden.»

Die Rehe auf dem Friedhof Hörnli

Der Regen hängt wie ein grauer Vorhang über dem Friedhof Hörnli. Wasser rinnt über die Alleen, tropft von den mächtigen Bäumen. Trueb überblickt die gewaltige Anlage, 52 Hektaren. Es ist der grösste Friedhof der Schweiz und «meine erste grosse Aufgabe».

Der oberste Stadtgärtner bewegt sich mit einer Selbstverständlichkeit durch Friedhof und Krematorium, als wäre er noch immer täglich hier. Allenthalben wird er von Mitarbeitenden begrüsst. Vor seiner Zeit als Chef der Stadtgärtnerei war er zwei Jahre lang der Leiter des Friedhofamts.

Die letzte Ruhestätte vieler Baslerinnen und Basler, gebaut 1932, in einer dunklen Epoche der europäischen Geschichte, ist noch immer geprägt von strengen Achsen, Hecken, Alleen und klaren geometrischen Strukturen. Eine monumentale Anlage als steingewordenes Abbild einer Zeit, die Ordnung und Repräsentation suchte. «Ein bisschen faschistoid», sagt Trueb. Im Lauf der Jahre haben die grossen Bäume und die waldähnlichen Strukturen dem Ort die Strenge genommen. «Ich mag diesen Ort sehr und wünsche mir, dass die Menschen gern hierherkommen.»

Ganz oben will er uns eine Stelle zeigen, die ihm wichtig ist. Hier steht eine tempelähnliche Betonstruktur im Wald: Früher sollte sie von unten, von der Hauptachse her, sichtbar sein. Bei der Umgestaltung der obersten Abteilung um die Jahrtausendwende wurde ein neuer Aussichtspunkt geschaffen. «Von dort sieht man seither auf die ganze Stadt.»

Auf dem Weg dorthin stoppt Trueb plötzlich, ärgert sich kurz, als er einen eingedrückten Zaun im Wald erblickt. Offenbar ist ein Baum daraufgestürzt. «Da muss ich mir schnell eine Notiz machen», murmelt er in Gedanken versunken. Dann geht die Fahrt weiter, vorbei an den neuen Wiesengräben in der waldähnlichen Landschaft mit ihren grossen Lichtungen. Früher gab es hier noch endlose Grabreihen. Die Verstorbenen sollten aber stärker in einer lebensbejahenden, natürlichen Umgebung beigesetzt werden.

Viele Jahre später lebte der Friedhof, so könnte man sagen, ein bisschen zu sehr. Eine Population Rehe im nahen Waldstück hatte sich munter vermehrt und besiedelte in grosser Zahl auch den unteren Friedhofsteil, angelockt vom reich gedeckten Tisch. Trueb erhielt verärgerte Nachrichten von Hinterbliebenen, weil die Rehe den Grabschmuck frassen. Seine Gärtner stellten ausserdem fest, dass die Tiere die Hecken und die Bodenvegetation vollständig abfrassen.

Trueb ist Jäger. Für ihn war klar, dass man die überzähligen Tiere erlegt: «Ich hätte die Population regulliert und jedes Jahr zwei oder drei Tiere aus dem Bestand herausgenommen – wie es im Wald nebenan auch gehandhabt wird. So wären uns ein paar Tiere erhalten geblieben, und man könnte weiterhin Rehe beobachten.» Der Widerstand aus der Bevölkerung aber war enorm. Mehrere Onlinepetitionen gegen den Abschuss der Tiere wurden lanciert, eine davon hatte 80'000 Unterschriften. Seine damals noch neue Chefin, Regierungsrätin Esther Keller, entschied schliesslich, die Tiere in den Jura umsiedeln zu lassen. «Ich weiss nicht genau, was mit den Viechern passiert ist», sagt er heute gleichmütig. «Vom Hörensagen weiss ich, dass einige dem Strassenverkehr zum Opfer gefallen sind und andere von den jurassischen Jägern erlegt wurden.»

Die öffentliche Aufregung, nicht nur jene um die Rehe, betrachtet Trueb wie die Jahresringe eines Baumes: Sie haben eine gewisse Regelmässigkeit. «Es ist ein Zyklus», sagt er, als wir ihn kurze Zeit später erneut treffen. Wieder regnet es, und wieder nehmen wir das Elektroauto, weil der Diesel-Chlapf noch in Reparatur ist.



Immer unterwegs: Emanuel Trueb im Elektro-Smart der Stadtgärtnerei. Foto: Pino Covino

«Wir haben hier schon ein Motorrad ausgegraben!»

Emanuel Trueb
über Regelverletzungen in Basler Freizeitgärten

In manchen Jahren, so Trueb, sei die Empörung riesig, «wenn wir unsere alljährliche Mitteilung verschicken, wie viel Bäume gefällt werden» – man erinnere sich an die siebzehn Kugelahorne an der Margarethenstrasse, die gar zu einer Petition führten. «Dann wiederum gibt es Jahre, in denen wir überhaupt keine Reaktionen erhalten, wenn wir Bäume fällen.»

Ähnlich verlaufe die Mütter-Eiben-Sache: In jeder neuen Generation melden sich Mütter bei der Stadtgärtnerei, weil sie eine giftige Eibe neben einem Spielplatz entdeckt haben. «Nehmen Sie diesen Baum weg! Was, wenn Kinder die Beeren essen?!», fordern sie dann. «Noch nie hat sich ein Kind daran vergiftet», so Trueb. «Die Kinder werden älter, die Mütter sorgen sich nicht mehr – doch schon ist die nächste Generation da, die sich aufs Neue über die Eibe empört.»

Er kennt alle 300 Mitarbeitenden mit Namen

Wir parkieren an der Bungerstrasse, gleich neben den Schrebergärten der Milchsuppe. Kaum sind wir ausgestiegen, radelt ein ehemaliger Mitarbeiter der Stadtgärtnerei an uns vorbei und hält kurz an, um Trueb zu begrüssen.

Wo auch immer Trueb auftaucht, scheinen sich seine Leute zu freuen, ihn zu sehen. Hier ein fröhliches Schwätzchen mit einem Gärtner, dort eine Nachfrage, wie es der Familie eines Angestellten nach einem schweren Schicksalsschlag geht.

«Viele arbeiten ihr ganzes Leben hier», sagt Trueb. Und ja, er kenne nahezu jeden seiner rund 300 Mitarbeitenden mit Namen. Die meisten kämen aus dem Fricktal, dem Elsass, Südbaden oder aus dem Baselbiet wie er selbst.

«Aus der Stadt rekrutieren wir fast keine Gärtnerinnen und Gärtner mehr.»

Trueb steht nun auf dem Freizeitgartenareal Milchsuppe. Die Schrebergärten, Schauplatz seiner grössten politischen Niederlage.


Begegnung mit einem früheren Mitarbeiter: Wo Trueb hinkommt, scheinen sich die Leute zu freuen, ihn zu sehen. Foto: Pino Covino

Rechts tun sich die traditionellen Schollen mit den kleinen Holzhütten, den sorgsam angepflanzten Blumen und Feigenbäumen auf. Links liegt das, was laut Trueb die zukunftsfähige Alternative darstellt: der Gemeinschaftsgarten, der nicht einmal im Ansatz an die Pracht der Freizeitgärten herankommt. Er könne ja durchaus verstehen, dass jeder seinen eigenen Garten wolle, so Trueb. «Aber in Zukunft werden wir immer mehr Menschen haben, die Interesse an einem Garten haben, und immer weniger Fläche. Dafür braucht es eine Lösung.» Manche Freizeitgärtner von nebenan sehen das dezidiert anders.

Der Regen setzt wieder ein. Eine Freizeitgärtnerin giesst kannenweise Wasser über ein Beet auf ihrer Scholle – völlig unbeeindruckt vom Wasser, das der Himmel derweil zusätzlich auf die Erde schüttet. Sie mustert das Grüppchen rund um Trueb mit einer Mischung aus Neugier und Misstrauen und widmet sich dann wieder ihrem Beet.

Die «Durchwegung» der Freizeitgartenareale

Trueb ist hier – und das ist selten – ein Gast, der skeptisch beäugt wird. Die Stadtgärtnerei grundsätzlich ist den Schrebergärtnern zuweilen ein Graus. 2022 hielt ein seltsamer Begriff Einzug in die politische Debatte: die «Durchwegung» der Freizeitgartenareale. Die Stadtgärtnerei wollte die betreffenden Gebiete «durchwegen», sodass Passanten am hermetisch abgeschlossenen Grünraum teilhaben können. Trueb kann den Begriff «Durchwegung» nicht mehr hören. Er verzieht das Gesicht, als würde ihm das Wort körperliche Schmerzen zufügen, und meint dann: «Dieser Begriff ist zu einem Schimpfwort geworden.»

Im Herbst 2022 lehnt eine Mehrheit der Stimmbevölkerung das neue Freizeitgartengesetz ab. Sie solidarisierte sich mit den Freizeitgärtnern. Es war das erste Mal, dass die Stadtgärtnerei eine Abstimmung verlor, und «ich war nicht darauf gefasst», sagt Trueb heute. Die Niederlage machte ihm zu schaffen – nicht unbedingt, weil das Nein an der Urne seine Pläne durchkreuzte, sondern, weil er sich in der Stimmung in der Bevölkerung geirrt hatte. Trueb versteht sich selbst als Jemand, der nah bei den Leuten ist. «Ich bin nun schon so lange dabei, dass es mir leichtfällt, mich in die Bedürfnisse der Leute hineindenken zu können.»


Beneidenswerter Optimist: Emanuel Trueb bei der Wiedereröffnung des Schwarzparks am 2. Juli 2014. Foto: Nicole Pont

Trueb freut sich auf die Pensionierung

In den Schrebergärten schlummert jedoch noch etwas anderes, ein Grundrauschen, mit dem Trueb in seiner Karriere immer wieder konfrontiert war: das Narrativ, wonach die Stadtgärtnerei eben gar nicht so volksnah ist, wie sie sich gibt, sondern eine sture, formalistische Verwaltungseinheit, die die Pächter mit ihrer Pedanterie noch in den Wahnsinn treibt. Trueb seufzt.

Er kann in Ansätzen sogar verstehen, was die Freizeitgärtner so stört. Die Freizeitgartenverordnung umfasst 39 Seiten. Pestizide sind verboten, Rasensprenger ebenso, und wer ein Holzhäuschen aufstellen will, braucht nicht nur eine Baubewilligung, sondern muss sich auch an den von der Stadtgärtnerei erwünschten Haustypen orientieren.. «Wenn wir sie auf all diese Regeln hinweisen, schauen uns einzelne Pächter mit so grossen Augen an und denken: Was sind das für Idioten? Oder sie verstehen uns nicht, weil sie der deutschen Sprache nicht mächtig sind.»

Es gebe jedoch noch eine andere Seite dieser Geschichte, sagt Trueb, nun wieder ernster. Seit Jahrzehnten beobachte er, wie die selbstverständliche Beziehung zur Erde verloren gehe. Früher hätten viele Leute «noch eine gewisse Verbindung zur Scholle und Fähigkeit zur Selbstversorgung gehabt». Heute sei das anders. Im Sommer würden manche Pächter nach längerer Abwesenheit in ihren Gärten stehen und überrascht feststellen, dass ihnen das Unkraut mittlerweile bis zum Oberschenkel reiche.

Andere wiederum «richten den Garten wie ihre persönliche Wohnstube ein – Outdoorküchen, Pizzaöfen, Grillstellen, und alles grossflächig versiegelt. Das ist unglaublich. Das hat mit Garten zur Selbstversorgung nichts mehr zu tun», sagt Trueb und schüttelt sanft den Kopf. Wieder andere würden den Garten zur Entsorgungsstelle umfunktionieren. «Wir haben hier schon ein Motorrad ausgegraben!» Der breiten Gesellschaft mangle es heutzutage einfach an einem ökologischen Grundverständnis.

Als Trueb zum ersten Mal bewusst Menschen beim Gärtnern zusah, war er noch ein Jugendlicher. Seine Eltern schickten ihn ins Internat des Benediktinerklosters Engelberg, weil «ich im Humanistischen Gymnasium Basel nicht reüssierte».

Der junge Emanuel Trueb beobachtete die Benediktinermönche, die draussen mit grösster Sorgfalt Beete umpflügten und später «Unmengen von Gemüse ernteten» – «riesige Kohlköpfe und Salate, die mich schwer beeindruckt haben», erzählt er und wirkt dabei noch immer schwer beeindruckt. Was ihn so faszinierte, war, dass Menschen mit ihren blossen Händen Lebensmittel zutage förderten «und damit eine Gemeinschaft versorgten».

Die Spiritualität, die er im Kloster aufnahm, stets beibehielt, aber «nie aufdringlich ausgelebt habe», erklärt womöglich einen Teil des unbeugsamen Optimismus, der Gelassenheit auch, die Trueb ausstrahlt. Und sie erklärt seine Arbeitsmoral, die sich noch heute am Motto «Ora et labora», «Bete und arbeite», und an der Achtung vor der Schöpfung orientiert.

Bei den Benediktinern fasste er den Wunsch, Bauer zu werden. Etwas später fand sich Trueb für kurze Zeit an der ETH wieder, am Institut für Agrarwissenschaften, wo er zu seiner grossen Enttäuschung vor allem Physik, Chemie und Mathematik hätte büffeln müssen. Da habe er zu sich selbst gesagt: «Das ist nicht, was ich machen will. Ich will Erde umgraben und die Früchte des Feldes ernten. Ich will Kühe melken.» Er begann eine Lehre, arbeitete auf verschiedenen Höfen und verliebte sich in eine Bauerntochter, die «heute die Grossmutter unserer Enkelkinder ist».

Nach dem Landwirtschaftsdiplom arbeitete er im Gartenbau, machte sich kurz darauf selbstständig und stellte Mitarbeiter an. Auf die Stelle als Leiter des Friedhofamts, die seine nächsten drei Jahrzehnte im Berufsleben entscheidend prägen sollte, bewarb er sich nur, «weil ich meinen Marktwert testen wollte».

Wir fahren zurück an die Dufourstrasse, wo er sein Büro hat. Ende August wird er sich verabschieden. Weiterhin für das Baudepartement zu arbeiten, als Berater beispielsweise, könne er sich im Moment nicht vorstellen. «Nein, diese Zeit ist nun vorbei.» Er freue sich einfach nur darauf, endlich wieder mehr Zeit mit seiner Frau verbringen zu dürfen, die «glücklicherweise genau zur gleichen Zeit pensioniert wird». Beginnen werden die beiden ihre neue Lebensphase mit einer Velotour nach Portugal.

Während wir durch die Strassen Basels fahren, Trueb hie und da auf eine Gruppe Bäume zeigt und Dinge sagt wie «Die Strassenbeleuchtung muss sich nach der Grösse der ausgewachsenen Bäume richten, sonst werden die Leuchten von den Baumkronen verschluckt» oder «Ist der Erlenmattpark nicht wunderschön? Wie Eisschollen, die man auf einem Fluss zusammengeschoben hat ...», fragen wir uns, ob er die Stadt je aus den Augen eines ganz normalen Passanten betrachten können wird, ohne darüber nachzudenken, ob diese oder jene Grünanlage nun gut gestaltet und gepflegt ist.

«Nein, das wird sich nie ändern», antwortet er fröhlich. «Im Gegenteil, ich glaube, ich werde mir die Stadt noch bewusster ansehen.»